

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 16 (1912)

Artikel: Winterfeste im zürcherischen Weinland

Autor: Schwarz, F.W.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-111421>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Winterfeste im zürcherischen Weinland.

Von F. W. Schwarz, Zürich.

In einem stillen, reben- und waldumkränzten Dörfchen des zürcherischen Weinlandes, nahe der thurgauischen Grenze, verbrachte ich meine Jugendzeit: sonnige, goldene Tage, deren Fortleuchten noch den gereiften Mann zu erwärmen vermag. Unsere Familie war neben der des Pfarrers und des Lehrers die einzige des Dorfes, die sich nicht mit Landwirtschaft beschäftigte. Und so kam es, dass mir die Winterzeit, die alle Glieder der Gemeinde an das Haus fesselte, grössere Freuden und reichere Abwechslungen zu bieten vermochte, als der drückend heisse Sommer, der den Tag über Gassen und Winkel des Dorfes wie ausgestorben erscheinen liess. Besonders zur Erntezeit, die alle meine Spielgenossen zur Arbeit ins Feld entführte, war ich meistens auf mich allein angewiesen. Im Winter aber folgte „Fest“ auf „Fest“, für die sich schon im Herbst eine stille Vorfreude regte. Zudem offenbarte sich dem kindlichen Gemüt zur Schneezeit die dörfliche Poesie weit stärker, als zur schönen Jahreszeit. Der helle Gleichklang der Dreschflegel war mir Musik. Stundenlang konnte ich den gemäischen Hantierungen der Bauern auf der Hofstatt folgen, und durch den dampfwarmen Stall und die dämmerige Scheune strich ich fast noch lieber, als durch den weiten Wald. Und damals, im siebten Dezennium des letzten Jahrhunderts, will mir heute scheinen, war des Winters Regiment weit härter als jetzt. Denn wie so oft musste den Jänner über der Pfadschlitten mehrmals mit einem Sechsergespann die Wege von Dorf zu Dorf öffnen, und konnten wir wochenlang ohne Unterbrechung den Schlitten die „Holzgasse“ und den „Bühl“ hinuntersausen und dabei unsren Warnruf „Wägis!“ erschallen lassen. („Wägise“ wurde auch das in eine Gabel auslaufende und von einem Mann bediente hintere Lenkstück bei Langholzfuhrern genannt.)¹⁾ Schlittschuhe oder gar Fassdaubenskier konnten wir noch nicht. Wohl aber vergnügten wir uns recht lebhaft

¹⁾ Möglicherweise steckt auch *weg* in der Bedeutung „aus dem Wege“ in dem Ausruf.
Red.

auf dem blanken Eis mit „Schliesen“ [Schleifen], wozu die in Dorfnähe ziemlich zahlreich vorhandenen „Roosen“ [an einem kleinen Wasserlauf angelegte viereckige, grosse Löcher, in deren stagnierende Flut im Herbst die Hanfpflanze zum Zwecke der Loslösung der Rindensubstanz getaucht wurde] die beste Gelegenheit boten. Wochenlang waren die „Pössli“ [Gamaschen aus grobem Tuch, mit weissen Hornknöpfen] unser liebstes Kleidungsstück; wie bedauerten wir jeden Knaben, der derselben entbehren musste. Und wochenlang flankierten von den Planken des Pfadschlittens senkrecht geschnittene, meterhohe Schneemauern meinen Schulweg.

Aus diesen „schneeigen“ Jugendtagen strahlen nun drei Sterne mit hellem Glanze ins Heute hinüber: **Klaustag**, **Neujahr** und **Fastnacht**. Die Festlichkeiten, die wir nach traditionellem Brauch an diesen drei Haupttagen beginnen, seien in Nachstehendem skizziert.

Die erste Vorbereitungsnummer zu allen drei Anlässen bildete das Aufsuchen von Spielstuben, in denen die junge Welt, nach Alter und Geschlecht getrennt, ungestört schmausen und spielen konnte. Wir nannten diesen Teil der Feiern „Chläusle“, „Bärchtele“ und „Fasnächtele“. Immer schaute man sich bei den Eltern der Altersgenossen nach einem solchen Vergnügungslokal um. Zumeist bildeten sich drei Kategorien: Alltagsschüler, Sekundar-, Repetier- und Singschüler und „Chnabe und Maitli“ [Altersstufe zwischen der Konfirmation und dem zwanzigsten Jahre]. Die letzte Kategorie hütete die einmal getroffene Wahl einer Spielstube als ein Geheimnis, um nicht am „Festabend“ von der jungen Welt belauscht zu werden. Benutzte diese doch gar zu gerne eine Spiel- und Esspause zu nächtlicher Streiferei durch die von keiner Laterne erhöllten Gassen des Dorfes. Hierbei bildete das Aufstöbern des Schlupfwinkels der „Chnabe-n-und Maitli“ einen besondern Reiz, der aber mit etwelcher Gefahr verbunden war. Zeitlebens ist mir eine Episode, die ich auf einem dieser nächtlichen Streifzüge erlebte, in lebhafter Erinnerung. In einem alten Bauernhause im „Bühl“ hatten wir das „Lager“ der „Grossen“ entdeckt. Die Fenster waren durch Bretterzugladen, die von der Stube aus an Stricken herabgelassen und hochgezogen werden konnten, fest verschlossen. Durch ein Astloch nur drang ein Lichtschimmer in die dunkle Winternacht heraus. Der

Hausmauer entlang war eine exakt geschichtete „Schiterig“, die bis zu den Fensterrahmen hinaufreichte, aufgebaut. Nun wurde mir als flinkem Kletterer die Mission zuteil, den Holzstoss geräuschlos zu ersteigen und durch das Astloch die Vorgänge in der für uns geheimnisvollen Stube zu beobachten. Kaum hatte ich mit grosser Vorsicht das Hindernis erstiegen und mit klopfendem Herzen an dem wettergebräunten, defekten Laden Posto gefasst, so begannen die kleinen Holzkörper unter meinen Füssen zu weichen, und, wie von einer Flutwelle getragen, glitt ich mit den unter lautem Geprassel niederwärts fliessenden Scheitchen in die Tiefe, um im Gestrüpp eines dichten Beerenbusches zu landen. Dank meiner Gelenkigkeit und meiner flinken Beine hoffte ich dem Rächerarm entfliehen zu können. Im Momente aber, wie ich um die Ecke einer nahen Scheune bog, wurde ich von zwei kräftigen Fäusten gepackt. Zwei andere derbe Hände verdeckten mir die Augen, und dann wurde mir ein weiter Krüschsack über den Kopf bis zu den Füssen herabgezogen und dört zugebunden. Und nun setzte für mich ein Martyrium ein, das mir den Zeitraum von fünf Minuten als eine volle Stunde erscheinen liess. Wie verabredet begannen meine Häscher, ohne ein Wort miteinander zu tauschen, um sich nicht zu verraten, mit der flachen Hand meinen Kopf zu bearbeiten. Dann spürte ich Fäuste und Schuhspitzen auf Bauch und Rücken tanzen und endlich wurde ich, wie ein beim Kegelspiel gefallener Kegel, mehrmals tüchtig im Schnee herumgewälzt und schliesslich mit unten geöffnetem Sack meinem Schicksal überlassen. Arg gedemütigt und an allen Teilen des Körpers einen dumpfen Schmerz verspürend, kehrte ich in unsere Spielstube zurück, wo ich als Held empfangen und gefeiert wurde. Den „Grossen“ schwuren wir bittere Rache. Ich aber hatte im Herzen das Gefühl, die harte Strafe verdient zu haben und gelobte mir, fortan Wagemut und Klettergewandtheit für einen edlern Sport als für die nächtliche Belauschung der liebelnden Jungmannschaft aufzuwenden.

Den Höhepunkt der Festlichkeiten bildete der gemeinsame Schmaus, zu dem jeder in einem Leinensäcklein ein eigentliches Mustersetiment der zu Hause in Keller, Küche und Kamin aufgestappelten Herrlichkeiten herbeigebracht hatte. In hübsch gruppierten Häufchen wurde aber vorerst „Speise und Trank“ jedes Lieferanten ausgelegt und nach Qualität und Quantität

eingeschätzt. Alsdann setzte das Austauschgeschäft ein, und erst nach seiner, oftmals ziemlich komplizierten Abwicklung konnte das Schmausgeschäft beginnen. Was hierbei alles an Früchten und Gebäck, Fleisch- und Wurstwaren, Wein und Most gekostet und verzehrt wurde, würde eine lange Speisekarte liefern. Gegen die Mitternachtsstunde musste die erste und gegen die zweite Morgenstunde die zweite Kategorie aufbrechen, so verlangte es Tradition und gute Sitte. Die „Grossen“ aber hielten meistens bis zum ersten Morgendämmern aus

Nahm der Abend an allen drei winterlichen Anlässen — Klaustag, Neujahrzeit und Fastnacht — den gleichen Verlauf, so passte sich die eigentliche Feier, die dem Schmaus und Spiel voranging, ganz dem für den betreffenden Tag von der Überlieferung diktirten Brauche an.

Der Klaustag brachte uns Birnenweggen, Nüsse und neuen, hellen Most. Den Brauch, dass ein verummumter Klaus den Kleinsten unter lautem Gepolter seine Gaben bringt, kannte man bei uns nicht. Wohl aber versammelte sich auf das Betzeitläuten die männliche Schuljugend, mit Sack und Schelle bewehrt, auf der Dorfbachbrücke zum Beutezug durch das Dorf. Unter fortwährendem Schellen, Johlen und Pfeifen gings von Haus zu Haus, von Türe zu Türe, um eine bescheidene Klausgabe zu erbitten. Polternd und lärmend trieb der Schwarm durch den dunklen Hausflur in die matt erhelle Stube, setzte dort das Geklingel fort, bis ein Scherlein abfiel, nach dessen Empfang man mit kurzem Dank und Gruss weiterzog. Wir wussten aus alter Erfahrung so ziemlich genau, welche Gabe in jedem Haus zu erwarten war. Das Pfarrhaus spendete selbstgemachtes Gebäck. Im Wirtshaus fielen Kupfermünzen ab, die eigentlich für die fechtenden Handwerksburschen, die in jener Zeit noch täglich alle Türen fleissig abklopften, bestimmt waren. Die Mühle lieferte „Ölbrot“, das aus den ausgepressten Körnern des Mohns bereitet war und für uns, trotzdem es hart und trocken war, eine eigentliche Delikatesse bildete. Der Aspbauer warf uns die letzten, nicht mehr haltbaren Frühsommeräpfel zu. Der Lehrer rechnete auf jeden Kopf ein Fünfrappenstück. Der Bäcker schnitt einige harte Brotlaibe in Stücke. Die reiche Witwe schöpfte tief aus ihrem „Stücklitrog“ [ein wagrecht liegender Kasten, in dem das Dörrobst aufbewahrt wurde]. Ein Bauer im Bühl trat uns eine Kleinigkeit von seiner reichen

Nussernte ab. Und alles wanderte in den Leinensack, um erst in der Spielstube sortiert zu werden. An gar manchem Ort aber blieb uns die Türe verschlossen, oder war der Hausvater „zufällig“ abwesend, oder empfing man uns mit Scheltworten, die, wenn sie hätten Gestalt annehmen können, die Säcke rasch gefüllt hätten. Zu jener Zeit bildete der Besuch der Martini- und Klausmärkte für die Landbevölkerung noch ein gar wichtiges Ereignis. Und merkwürdigerweise vermochten uns die Veranstaltungen der nahen thurgauischen Hauptstadt weit stärker anzuziehen, als die Märkte unseres zürcherischen Bezirkshauptortes Winterthur. Denn in Frauenfeld war die Fülle der „künstlerischen Darbietungen“ besonders gross, und aus einem grossen Umkreis zog man dorthin, wollte man nicht etwas ganz wichtiges versäumen.

Das Weihnachtsfest ging in unserm Dorfe recht still vorüber. Nur in zwei Familien, deren Mütter aus der Stadt stammten, brannte der Lichterbaum. Als Geschenke erhielten die Bauernkinder höchstens ein Kleidungsstück, meistens eine grobe Winterkappe oder eine gestrickte „Schlaufe“ [Halsbinde]. Wie wurde ich von meinen Gespanen um meine Weihnachtsschätze beneidet. Alljährlich wurde ich mit einem Buch — meistens eine von meiner feinsinnigen Mutter ausgewählte Jugendschriftennovität —, einem einfachen Spielzeug und mit „Chröli“ [Backwerk aus der Stadt] bedacht. Das „Christkindli“ kannte ich nur aus den Schilderungen meiner Eltern. Aber welch heiliger Schauer erfüllte mein Herz, wenn ich am zweiten Weihnachtsmorgen vor der Haustüre ein Fetzchen Tüll von Christkindlis Kleid und im Hofe ein Büschel Heu, das mein Vater dem „Christeseli“ gestreut hatte, vorfand.

Die Neujahrstage gingen dann schon geräuschvoller vorüber. Am Silvestermorgen hallte schon von drei Uhr an das auch anderwärts bekannte „Silvesterkonzert“ durch alle Teile des Dorfes. Die Quartiere, wo Kranke lagen, mieden wir. Vor den Gehöften aber, in denen nach unserer Meinung „Jugendfeinde“ wohnten, liessen wir unsere Instrumente recht kräftig spielen, als Rache für „Ärger und Lieblosigkeit“, die wir das Jahr hindurch beim Auflesen von gefallenen Früchten, beim Aufsuchen von Schlupfwinkeln in Scheune und Stall, bei der tollen Jagd durch Gärten und Felder oder beim „Süechle“ [Nachlese im Weinberg] zu erdulden gehabt hatten. Damals

bestand in der Schule noch die Sitte des „Helsens“ [der Verabreichung von Neujahrsgeschenken]. Das uns zu diesem Zwecke von den Eltern überlassene Geldstück wurde recht sorgfältig in ein glattes, weisses Stück Papier eingewickelt und dem Lehrer vor Beginn der Stunde unter Hersagen des Sprüchleins

I weusch I au es guets neus Jahr
Und gueti Gsundheit und Gottessäige
Und dass er na mängs Jahr mögid erläbe

dargereicht. Da konnte der Lehrer die grosse Pädagogentugend Geduld nach Kräften üben. Denn bis jedes der fünfzig bis sechzig Kinder seinen Wunsch hergesagt hatte — wobei es seine Hand in diejenige des Lehrers legen musste — verstrich eine gute Stunde. Und alle diese Papierbeutelchen verschwanden in der weiten Hosentasche des Empfängers, die zu unserem grossen Ergötzen nach und nach stark anschwoll. Hernach erzählte uns der Lehrer eine schöne Geschichte aus dem „Bildungsfreund“ der Sekundarschule, liess uns einige Lieder singen, ohne dabei die vorkommenden Dissonanzen zu beanstanden und verteilte zum Schluss die hübschen Neujahrsgugendschriften aus der „Leutpriesterei“ in Zürich, die in uns so viel Freude auszulösen vermochten, als wäre uns ein besonderes Glück zugefallen. Diese anspruchslosen Heftchen, deren Holzschnittbild auf dem einfarbigen, in der Farbe aber jedes Jahr wechselnden Umschlag schon das Kinderherz zu entzücken vermochte, fand in jeder Familie seinen Ehrenplatz neben dem „Vetter Jakob“ und Zürcherkalender. Geschickte und ungeschickte Händchen bemalten Bilder und Vignetten mit leuchtenden Wasserfarben, und bis zur neuen Auflage der Heftchen war jedes „Kinderwärtlein“, jedes „Froh und Gut“ und jeder „Kinderfreund“ freundlich koloriert.

Der Neujahrstag galt in der Hauptsache dem „Neujahr-Aweusche“ [Anwünschen, Gratulieren] im Dorf. In jedem Hause wurden „Ankewegge“ gebacken. Die Kinder erhielten meistens auch ihr Pfund Teig zugeteilt, aus dem verschiedenerlei kleines Gebäck — „Zöpfli“, „Chränzli“, „Schnäggli“, „Spätzli“, „Pfaffehüetli“ u. dgl. mehr — geformt wurde. Zumeist wurde aber das weiche Material von den kleinen Händen so lange bearbeitet und umgeformt, bis der Teig in der Backofenhitze nicht mehr „aufzugehen“ vermochte. Bei den bei Nachbarn und Verwandten, bei „Gotte“ und „Götti“ abgestatteten Neujahrs-

besuchen wurde wieder das am Silvester in der Schule rezitierte Sprüchlein hergesagt. Immer fiel hierbei etwas Essbares ab. Die Göttikinder erhielten ausserdem ihre klingende Münze. Über die Neujahrstage stellten sich sodann regelmässig einige fahrende „Neujahr-Aweuscher“ [Gratulanten] — Erwachsene und Kinder — aus dem nahen Thurgau ein, um den wohlhabenden Familien des Dorfes in wohlgesetzter Rede oder in einem langen Sprüchlein zum Jahreswechsel zu gratulieren. Den Dank dafür trugen sie in Form von allerlei Viktualien in einem weiten Sack über die Kantonsgrenze fort.

Die Berchtoldstagfeier war eine Art ländlichen Karnevals. In groteskem Kostüm, das meistens aus einem über die Alltagskleider getragenen langen, groben Hemd, einer blutrot gemalten Maske und einer Zipfelmütze bestand, zogen derbe Burschen durch das Dorf und suchten den Kindern mit knallender Peitsche oder mit aufgeblasener „Säublattere“ [Schweinsblase] Angst und Schrecken einzujagen, was ihnen meistens auch recht gut gelang. Als kleiner Knabe hielt ich mich am Berchtoldstage aus Furcht vor den „Bögg“ tief im Hause versteckt. Der Abend vereinigte die Jungmannschaft wie am Klaustag in einer Spielstube — diesmal „Bärchtelisstube“ genannt —, wo wieder gespielt und geschmaust wurde. Die „Alten“ aber sassen bis zum Morgengrauen im Wirtshaus fest und spielten um „Eierzöpfe“ und „Eierkränze“.

Das herrlichste von allen Winterfesten war die Fastnacht. Zwar führten wir keine bunten, lärmenden Maskeraden auf. Auch nicht ein „Bögg“ zeigte sich an diesem Tage im Dorf. Wohl aber war es althergebrachte Sitte, dass des Winters Abschied das eine Jahr mit einem „Funken“ [Fastnachtfeuer] und das andere Mal mit Feuerwerk gefeiert wurde. Die Organisation lag in den Händen der oberrn Primar-, der Sekundar- und Repetierschüler. An den beiden Samstagnachmittagen, die in den „Funkenjahren“ der Fastnacht vorausgingen, galt es für uns tüchtig zu arbeiten. Mit einem mit zwei kräftigen Ochsen bespannten grossen Leiterwagen gings von Haus zu Haus, um „Beiträge“ für den „Funken“ zu sammeln. Meistens brachten wir zwei stattliche Fuhren zusammen, die aus einem interessanten Gemisch von vielerlei Holzwerk bestanden. So reservierte uns der Krämer einige leere Ölfässer, die wir mit Sägespähnen aus der Mühle füllten und alsdann als Zündobjekte

benutzten, und vom Bäcker durften die stärksten Knaben je einen „Arfel“ [einen Arm voll] dürres Spältenholz forttragen. Die stärkste Last der Fuhren aber machten die Reiswellen aus, deren jedes Los wir rasch auf Quantität und Qualität einzuschätzen verstanden. Da sich seit Jahren die Märe von Klasse zu Klasse fortpflanzte, es hätten einmal die Knaben des Nachbardorfes aus Neid über unsren grossen, schon am Fastnacht-Vorabend auf der Funkenstelle aufgeschichteten Holzstoss diesen in der Nacht angezündet und so nicht nur die junge Welt des Dorfes um die Fastnacht freude gebracht, sondern auch die feuerwehrpflichtige Mannschaft aus ihrer Nachtruhe aufgeschreckt, so hatte unsere Gemeinde die Gepflogenheit angenommen, das gesammelte Holz bis zum Fastnacht morgen in einer gut verschliessbaren Scheune unterzubringen. Jeden Tag musste dann eine bestellte „Funkenwacht“ Nachschau halten, ob Schloss und Riegel intakt geblieben und nicht gar Spuren eines „Holzmarders“ zu bemerken seien. Jedes „Funkenjahr“ lieferte uns die Gemeinde eine hohe, schlanke Tanne, den „Funkenbaum“, den wir, nachdem seine Krone mit leicht brennbaren Reiswellen besteckt war, in einem metertiefen Schacht auf der „Funkenstelle“ verstauten. Der Transport des vom Förster ausgewählten und gefällten Nadelbaumes durch den Hoch- und Niederwald und über Felder und Äcker bildete den herrlichsten Auftakt zum Feste. Erst im Laufe des Sonntags wurden unsere Holzvorräte per Achse zum „Funkenplatz“ im Oberholz, der hoch über dem Dorf lag und von den Nachbargemeinden gut gesehen werden konnte, hinaufbefördert und in möglichst hohem Stoss um die Tanne herumgeschichtet. Nur Knaben, von denen wir wussten, dass sie ein breites Heufuder zu „laden“ verstanden, durften diese Beigearbeit ausführen, denn die „Grossen“ sollten keine Veranlassung haben, uns der Unfähigkeit zu zeihen. Noch muss ich eines „Instrumentes“ Erwähnung tun, ohne das unsere Fastnacht freude nur halb gewesen wäre: der Kienfackel. Schon den Winter über herrschte ein reger Austausch in Kienholz — harziges Föhrenholz —, aus dem die Spähne für die Fastnachtsfackeln geschnitten werden konnten. Ein alter, vorn mit dem Beil glatt abgehackter, runder Reisigbesen bildete den Fackelstock, in den die Kien spähne gesteckt wurden. Um die Brenndauer dieses Leuchtkörpers zu verlängern, stopften wir die Zwischenräume zwischen

den Spähnen mit „Chuder“ [Werg] aus und übergossen das Ganze mit Petrol. So entstanden langbrennende, aber recht schwere Fackeln, die mit beiden Armen geführt werden mussten. Aber erst, wenn der „Funken“ hell brannte, durften die Handfeuer angesteckt werden, und im Gänsemarsch gings dann durch Wiesen und Äcker und Weinberge hinaus ins Dunkel der Nacht. Die feurige Lohe des „Funkens“ vermochte den „Funkenbaum“ selbst nicht zu verzehren. Wenn die Glutmasse in sich zusammengesunken war, stand die Tanne noch aufrecht da. An ihrem stark verkohlten Fuss und in der Nadelkrone tanzten wohl einige Flämmchen fort. Nun galt es unter dem Beistand einiger handfester Männer den Baum sorgfältig zu fällen und nach altem Brauch in fröhlicher Fahrt ins Dorf hinunter zu schleifen, wo er möglichst geräuschlos vor das Haus einer armen Familie gelegt wurde.

In den Jahren, da das Feuerwerk an die Reihe kam, begannen wir zwei Wochen vor der Fastnacht mit dem Sammeln von Geldbeiträgen. Da die Spender aber erst in später Abendstunde zu Hause zu treffen waren, führten wir unsere Beutezüge in tiefer Nacht aus, und diese „dunkeln“ Fahrten entehrten nicht einer gewissen Romantik und zeitigten manchen losen Streich. Einmal, als wir ein grosses Jauchefass über einen steilen Hang in den gestauten Dorfbach hinunter rollen liessen, wäre uns die Fastnacht freude beinahe gründlich verdorben worden. Denn niemand im Dorfe wollte seinen Beitrag leisten, ehe wir das Fass wieder an Ort und Stelle geschafft hätten. Neben dieser recht mühsamen Transportarbeit, die wir am hellichten Tag ausführen mussten, vermochten uns besonders die spöttischen Blicke und Reden der „Grossen“ arg zu deprimieren. Aber die Lehre war uns und den nachfolgenden Klassen recht heilsam. Am Herrenfastnachtsonntag [Sonntag Estomih] — acht Tage vor unserer Bauernfastnacht [Sonntag Invocavit] — zog die Feuerwerkskommission hinüber nach Frauenfeld, um die Brenn- und Leuchtkörper einzukaufen. Das war für uns ein äusserst wichtiges Geschäft und wir beanspruchten die Geduld der Verkäuferin einen vollen Nachmittag hindurch. Als Wegzehrung wurden jedem „Einkäufer“ 20 Rp. aus der Kasse zugesprochen, und daraus kauften wir uns eine Thurgauerwurst, zu der das eigene Brot trefflich mundete. Am Abend der Frauenfelder Reise wurden die Feuerwerkkörper

unter die Kommissionsmitglieder verlost. Ein jeder durfte dann seinen Gewinn am Fastnachtstag nach genau festgelegtem Programm selbst abbrennen. Wählten wir als „Funkenplatz“ stets einen hoch über dem Dorf gelegenen Hügel, so brannten wir das Feuerwerk im Kern des Dorfes ab. Der Feuerwerkplatz wurde stets mit einem Lattenzaun umfriedigt und mit Pfosten und starken Latten besteckt, an denen die Sonnen, Feuerräder, Raketen und bengalischen Kerzen montiert wurden. Den Beginn des Feuerwerks selbst zeigte ein „Mordschlapf“ [Explosion eines Sprengstoffes] an. Funkenfastnacht und Feuerwerkfastnacht schlossen, wie Klaustag und Berchtoldstag, mit Spiel und Schmaus [fasnächtele] in einer Spielstube, wobei die „Fasnachtchüechli“ die Leckerbissen bildeten.

So vermochten uns einfache Feste die kurzen Wintertage zu erhellen und unsere Jugendtage mit Poesie zu erfüllen. Wenn jetzt der zum Manne gereifte Dorfknabe von den Wogen eines rauschenden Festes der Grossstadt berührt wird, so vermögen die Fasern des Herzens bei weitem nicht so stark zu vibrieren, wie einstmals bei den schlichten Klaus-, Neujahr- und Fastnachtfeiern im stillen Rebendorf.



Dekorative Steinpflasterung („Bsetzi“) in Oberwyl b. Büren.
(Vgl. Schw. Techniker-Zeitung 1905 Nr. 17.)